

CHARLIE JONAS
Katzencafé



GOLDMANN

Buch

Mit Katzen kennt Leonie sich gar nicht aus, doch aus Zuneigung zu ihrer betagten Nachbarin Frau Siebens schön hat sie angeboten, sich für einige Wochen um deren Stubentiger Mimi zu kümmern. Mimi zeigt sich davon alles andere als begeistert. Empört über ihr neues Zuhause zerkratzt sie die Möbel und tobt durch Leonies Wohnung. Zum Glück hat Leonies Freundin Maxie gerade ein Buchcafé eröffnet, in dem sich auch für Mimi ein Plätzchen findet. So sind alle zufrieden, zumal die Cafégäste Mimi lieben. Turbulent wird es, als sich überraschend Nachwuchs einstellt und plötzlich fünf kleine Kätzchen mit Mama Mimi zwischen Büchern und selbstgebackenen Kuchen herumtollen.

Es ist die Geburtsstunde des Katzencafés ...

Autorin

Charlie Jonas ist das Pseudonym einer deutschen Journalistin, die Katzen ganz bezaubernd findet. Sie lebt in Köln in der Nähe des Lenuplatzes, dem Schauplatz ihres Buches. Zu ihrem Roman wurde sie inspiriert durch Besuche im gemütlichen Otis & Clementine's Books and Coffee in Halifax, Kanada: Dort kann man nicht nur Bücher kaufen und Kaffee trinken, sondern auch kleine Katzen adoptieren.

Charlie Jonas

Katzencafé

Roman

GOLDMANN

Sollte diese Publikation Links auf Webseiten Dritter enthalten,
so übernehmen wir für deren Inhalte keine Haftung,
da wir uns diese nicht zu eigen machen, sondern lediglich
auf deren Stand zum Zeitpunkt der Erstveröffentlichung verweisen.



Penguin Random House Verlagsgruppe FSC® N001967

2. Auflage

Taschenbuchausgabe: September 2022

Wilhelm Goldmann Verlag, München,

in der Penguin Random House Verlagsgruppe GmbH,

Neumarkter Straße 28, 81673 München

Copyright © 2020 by Thiele Verlag in der

Thiele & Brandstätter Verlag GmbH, München und Wien

Umschlaggestaltung: UNO Werbeagentur, München,

nach einer Vorlage von Christina Krutz

unter Verwendung einer Illustration von Ebru Sidar/Arcangel

Umschlagmotiv: © Arcangel Images Europe

KN · Herstellung: ik

Satz: GGP Media GmbH, Pößneck

Druck und Einband: GGP Media GmbH, Pößneck

Printed in Germany

ISBN: 978-3-442-49190-2

www.goldmann-verlag.de

Es regnete bereits seit Stunden. Susann Siebenschön stand am Fenster und starrte in die hohen grünen Bäume der Eichendorffstraße, die ihr an diesem launischen Apriltag keinen Trost zu geben vermochten. Mit ihr zusammen starrte Mimi. Sie saß – schneeweiß und hoch aufgerichtet wie eine Sphinx – auf dem Fensterbrett und betrachtete mit unverwandtem Blick den silbergrauen Vorhang aus unzähligen kleinen Tropfen.

»Mistwetter«, sagte Susann.

Mimi sagte nichts. Sie war eine Katze, und Katzen reden bekanntlich nicht besonders viel.

»Kann ja sein, dass Köln die schönste Stadt der Welt ist«, fuhr Susann fort. »Aber es regnet eindeutig zu viel hier. Bertold hat das auch immer gesagt. Dass Köln ein altes Regenloch ist.« Sie seufzte bekümmert.

Natürlich war es nicht das Wetter allein. Das Gespräch mit diesem Dr. Kugelmann, einem rotgesichtigen, herzlichen Orthopäden mit festem Händedruck, bei dem sie am Morgen gewesen war, machte ihr zu schaffen.

»Tja, Frau Siebenschön«, hatte er gesagt, während er die Röntgenaufnahmen an die Leuchttafel klatschte und sich dann krachend in seinen Stuhl fallen ließ. »Früher oder später muss da eine neue Hüfte her. Wenn die Beschwerden schlimmer werden, würde ich nicht zu lange warten. Bewe-

gung hilft natürlich immer, was soll ich sagen ... Je weniger Gewicht auf den Hüften, desto besser, was?« Er sah sie an, grinste konspirativ und legte die Hände kurz auf seinen Bauch, der sich unter dem weißen Arztkittel wölbte. Susann schaute ein wenig schuldbewusst und war sich plötzlich der zehn Kilo zu viel, die sie seit ein paar Jahren mit sich herumschleppte, überdeutlich bewusst. Sie zog ihren Schal mit dem zarten Blumenmuster zusammen und nahm sich vor, künftig weniger Kuchen zu essen.

Kugelman lehnte sich zurück und verschränkte wohlwollend die Hände.

»Zugegebenermaßen tut das Wetter in der Kölner Bucht unseren morschen Knochen nicht gerade gut. In wärmeren Gefilden wären Sie eindeutig besser aufgehoben, aber das kann man sich ja nicht immer aussuchen, was?«

Sie schüttelte unglücklich den Kopf.

»Wie alt sind Sie jetzt?« Er warf einen Blick in den Computer. »Dreiundsiebzig? Na, da haben Sie das Leben ja noch vor sich – sozusagen.« Er lachte aufmunternd, während Susann immer tiefer in den Patientensessel rutschte. »Ach, Frau Siebens Schön, nun schauen Sie mal nicht so verzagt. So eine Hüft-OP ist doch heute gar kein Ding mehr. Nach ein paar Monaten springen Sie wieder durch die Gegend wie ein munteres Reh.«

Und während Dr. Kugelman mit leuchtenden Augen die Vorzüge eines Titangelenks pries – Orthopäde blieb eben Orthopäde –, erfasste Susann eine tiefe Niedergeschlagenheit.

»Im Grunde könnte man sogar überlegen, gleich beide Hüften anzugehen – die Arthrose macht ja meistens keine

halben Sachen«, überlegte Dr. Kugelmann weiter. »Wir haben mit dieser Methode sehr gute Erfolge. Warten Sie ...« Er klickte freudig erregt auf der Tastatur herum und schwenkte den Monitor dann in Susanns Richtung. »Schauen Sie sich dieses Dreiminutenvideo an, Sie werden staunen!«

Susann wurde ganz blass und winkte ab. Irgendwie verlief das Gespräch in eine ungute Richtung, fand sie. »Vielleicht könnte ich ja noch mal eine zweite Meinung ...«, hauchte sie.

»Tun Sie das ... tun Sie das!« Dr. Kugelmann gab sich jovial, während er ihr eine Informationsbroschüre über den Schreibtisch schob, die sie in ihrer Handtasche verschwinden ließ. »Lassen Sie sich die Sache durch den Kopf gehen – es muss ja nicht gleich nächste Woche sein«, hatte er ihr zum Abschied gesagt, während er ihr fast die Hand zerquetschte und seine blauen Augen unternehmungslustig hinter seiner Brille blitzten. »Ich stehe jedenfalls parat.« Und als er ihr Zögern bemerkte, hinzugefügt: »Besser, Sie freunden sich mit dem Gedanken an. Sie werden eh nicht drum herumkommen.«

Susann Siebens Schön floh aus der Praxis. In einem Anfall von Trotz ließ sie den Aufzug links liegen und nahm die Treppe. *Geht doch*, dachte sie und spürte, dass sie überhaupt keine Lust hatte, sich mit dem Gedanken an irgendeinen Titandorn anzufreunden, der in ihren Oberschenkelknochen gerammt werden sollte. Sie beschloss, bei der Bäckerei Schneider vorbeizugehen und sich ein großes Stück Butterkuchen zu kaufen.

Als sie wenig später nach Hause gekommen war, den nassen Regenmantel ausgezogen und den Schirm zum Trocknen in der Diele aufgespannt hatte, wurde sie von dem unwillkürlichen Impuls erfasst, zum Telefonhörer zu greifen und ihre beste Freundin Lo anzurufen. Lo hätte gesagt, dass Orthopäden immer sofort operieren wollen – »Das weiß man doch, das sind Metzger!« –, und dann ein Beispiel aus dem Hut gezaubert von dem Freund eines Freundes, der sich vor ein paar Jahren nach einer ähnlichen Diagnose einer Walking-Gruppe angeschlossen hatte und heute immer noch ganz vergnügt mit der eigenen Hüfte durch den Wald trabte.

»Nur nicht hängen lassen«, hatte Lo immer gesagt und dazu scherzhaft mit dem Zeigefinger gewackelt. »Vom Unglücklichsein ist noch niemand glücklich geworden.«

Und sie hatte ja recht. Es nützte keinem, am wenigsten einem selbst, wenn man das Unglück zu seinem besten Freund machte. Mit einem gedankenverlorenen Lächeln begann Susann über Mimis Fell zu streicheln. Und während das Geräusch des Regens sich mit dem leisen Schnurren der Katze vermischte, dachte sie, dass Lo die seltene Gabe gehabt hatte, die Menschen zum Lachen zu bringen. Das Leben leicht zu machen. Lo war es auch gewesen, die ihr zur Seite gestanden hatte – nach Bertolds überraschendem Tod vor fünf Jahren.

Susann Siebens Schön seufzte tief, als sie jetzt wieder an dieses Unglücksjahr dachte, in dem sie mit ihrem Mann wie jedes Jahr im Mai nach Ischia gefahren war, um die Blumenpracht der Vulkaninsel im Mittelmeer, das gute Essen und die heilende Kraft heißer Thermalquellen zu genießen.

Es war eine Reise, von der sie allein zurückkehren sollte. Denn der wanderfreudige Bertold, der acht Jahre älter war als seine Frau, hauchte in diesem Urlaub auf dem Gipfel des Epomeo bei einem Glas Rotwein und einem Teller schmackhafter Bruschette ganz friedlich sein Leben aus.

Susann erinnerte sich noch gut an den Moment, als Bertold seinen Teller zurückschob, sich mit einem wohligen Seufzer zurücklehnte und sagte: »Solche *pomodori* gibt es wirklich nirgendwo sonst auf der Welt.« Er ließ den Blick über die sanfte grüne Landschaft schweifen, die sich bis zum Meer erstreckte, das weit unter ihnen lag. »Nun schau doch nur mal, wie schön das alles ist, Susannchen. Ist es nicht wie im Paradies hier?«

Mit diesen Worten schloss er die Augen, um ein kleines Nickerchen in der Sonne zu machen. Dachte sie. Dass es seine letzten Worte gewesen waren, wurde Susann erst nach einer Viertelstunde klar. Und nachdem sie einige entsetzliche Tage später wieder nach Deutschland zurückgefliegen waren – sie in einem Flugzeug der *Alitalia*, Bertold im Zinksarg –, hatte sich Susann geschworen, nie wieder einen Fuß auf die Insel zu setzen, wo sie mit ihrem Mann so viele wunderbare Urlaube verlebt hatte. Immerhin war Bertold, der viele Jahre als Versicherungsagent gearbeitet hatte, umsichtig genug gewesen, eine Reiseversicherung abzuschließen, die auch den Rücktransport im Todesfall vorsah – ein Segen in dieser misslichen Situation. Und trotz ihres Schmerzes war Susann zutiefst beeindruckt gewesen von der Kompetenz und Freundlichkeit, mit der diese Leute sich um sie und die sterblichen Überreste von Bertold gekümmert hatten.

»Meine Güte, ein Herzanfall auf dem Epomeo – was für ein Alptraum!«, riefen die Freundinnen, als sie die schlimme Nachricht erfuhren und herbeilieten, um Susann zu trösten. »Doch andererseits ... in einem so glücklichen Moment abzutreten – was für ein schöner Tod! ... So etwas wünscht sich doch eigentlich jeder.« Und dann immer wieder: »Es wird schon besser werden mit der Zeit. Das Leben geht weiter ...«

Und tatsächlich ging das Leben weiter – oder besser gesagt: Es ging einfach weiter, denn für Susann waren die Tage, Wochen und Monate ohne ihren treuen Ehemann, der mit ihr stets durch dick und dünn gegangen war, doch ziemlich traurig und auch oft einsam. Manchmal war sie sogar ein bisschen wütend auf Bertold, der sich einfach so aus dem Staub gemacht und sie allein zurückgelassen hatte. Kinder hatten sie keine, was dem Umstand geschuldet war, dass Susann als junge Frau in leichtsinnig dünnen Sommerkleidchen durch doch noch ziemlich kühle Frühsommerabende spaziert war, was zu einigen heftigen Unterleibsentzündungen geführt hatte. Dass sie keine Kinder bekommen konnte, hatte Bertolds Liebe zu seiner Frau jedoch nie geschmälert. »Wir haben doch uns, das ist die Hauptsache«, hatte er immer wieder gesagt. Und das war dann ja gerade das Problem gewesen – dass sie sich nun eben nicht mehr hatten. Das »uns« war weg, Bertold war weg, und jetzt nannte sie keiner mehr »Susannchen« oder las ihr morgens eine lustige oder bemerkenswerte Stelle aus dem *Kölner Stadt-Anzeiger* vor.

Lo hatte ihr in all der Zeit sehr geholfen, Lo war jemand, der die Sachen in Ordnung brachte, und sie hätte, da war

sich Susann ganz sicher, auch jetzt einen guten Rat für ihre Freundin mit der schmerzenden Hüfte gehabt.

Doch Lo gab es nicht mehr. Sie war »gegangen«, wie man das nannte, wenn man jenseits der sechzig war und jemand starb. So als ob eine Person einfach nur den Ort wechseln würde.

Natürlich gab es auch andere Freundinnen und Bekannte. Das blieb gar nicht aus, wenn man in einer Stadt wie Köln wohnte, in seinem *Veedel*, wo die Menschen auf der Straße miteinander redeten, wo morgens die Bäckersfrau fragte: »Wie geht's denn heute, Frau Siebens Schön, alles klar so weit?« – und das auch wirklich so meinte.

Doch Lo mit ihrem ansteckenden Lachen war Susann immer die Liebste von allen gewesen. »Morgen ist ein neuer Tag«, hatte sie gesagt, wenn dunkle Wolken am Horizont aufzogen und das Leben mal wieder nicht so einfach war. *Morgen ist ein neuer Tag* – das war Los Zauberformel, die sie von Scarlett O'Hara, der unerschrockenen Heldin aus *Vom Winde verweht*, übernommen hatte. Und ja, rein theoretisch konnte an jedem Tag, den man auf diesem Erdenrund verbrachte, etwas Überraschendes und auch Schönes passieren. Wie an jenem Abend wenige Wochen nach Los Tod, als eine kleine weiße Katze mit schillernden grünen Augen plötzlich wie vom Himmel gefallen vor der Tür ihrer Dachterrasse miaute und mit den Pfoten gegen die Scheiben trommelte. Sie schien niemandem zu gehören, und so hatte Susann den überraschenden Gast zunächst in ihr Wohnzimmer und dann auch in ihr Leben gelassen. Das war ein guter Tag gewesen.

Seit etwa einem Jahr leistete ihr Mimi nun schon Gesellschaft und lag nachts am Fußende ihres Doppelbettes, das sich immer noch viel zu groß anfühlte. Natürlich war eine Katze kein Ehemann, und sie konnte auch eine beste Freundin nicht ersetzen, doch Mimi füllte die Wohnung mit Leben, und manchmal hatte Susann den Verdacht, dass die weiße Katze nicht ganz zufällig bei ihr gelandet war, sondern von einer guten Seele geschickt worden war, die ein sehr ansteckendes Lachen hatte.

Während sie so am Fenster ihrer großen Altbauwohnung stand, in den strömenden Regen starrte und über das Leben sinnierte, fragte sich Susann, wann das eigentlich angefangen hatte, dass sie die Tage in gute und schlechte Tage unterteilte. Noch vor ein paar Jahren wäre es ihr nie eingefallen, abends, wenn sie ihr Buch zur Seite legte, das Licht ihrer Nachttischlampe löschte und Bertold einen Kuss gab, so etwas zu sagen wie »Heute war ein guter Tag«. Oder eben auch »Heute war ein schlechter Tag«. War es das Alter, das einen so denken ließ? Die Verluste, die sich häuften? Die Tatsache, dass man nachts schlechter schlief und morgens, wenn man aufwachte, immer öfter seine Knochen spürte? Susann merkte, wie ihr etwas weinerlich zumute wurde. Ihre Hüfte schmerzte wieder, und die Prognose von Dr. Kugelmann bereitete ihr Sorgen. Und wenn man sich Sorgen machte, glaubte man schon daran, dass die Sache schiefging. Susann trat vom Fenster zurück und straffte die Schultern.

Mimi drehte den Kopf und sah sie fragend an.

»Weißt du was, Mimi? Wir machen uns jetzt erst mal einen schönen Kaffee, und dann wollen wir mal sehen, ob es nicht doch noch ein guter Tag werden kann.«

Mimi miaute und sprang von der Fensterbank.

»Nicht hängen lassen, was?«, murmelte Susann, als der Kaffee wenig später durch die Maschine gluckerte und die Küche mit seinem starken tröstlichen Duft erfüllte. »Aber mal im Ernst, was soll ich jetzt tun?«

Sie nahm den Kaffee und den Butterkuchen mit ins Wohnzimmer hinüber, stellte das Tablett auf dem Couchtisch ab und setzte sich auf ihr geblümtes Sofa. Mimi platzierte sich neben sie und blickte sie erwartungsvoll an. Draußen regnete es immer noch, und während Susann vorsichtig an dem heißen Kaffee nippte, blieb ihr Blick an dem silbergerahmten Foto hängen, das auf dem Vertiko stand und Bertold und sie vor einem kleinen Restaurant in der malerischen Bucht von Ischia Porto zeigte. Sie sah das Halbrund der bunt gestrichenen Häuschen, die sich an die Hafenbucht schmiegt, die erdbeerfarbenen Bougainvilleen und die samtblauen Klematis, die üppig am Mauerwerk emporranken und die hübsch eingedeckten Tische in den Schatten tauchten. Fast meinte sie den ganz besonderen Duft von Blumen, Meer und Holzkohlegrill zu riechen, der einem dort immer entgegenwehte.

Und mit einem Mal erfasste sie der Wunsch zu gehen. Nicht im Sinne von *abtreten*, sondern von *wegfahren*. Noch einmal nach Ischia reisen. Noch einmal im *Hotel Paradiso* wohnen, wo sie stets so freundlich empfangen worden war, wenn sie mit Bertold nach der Überfahrt von Neapel dort

ankam. Noch einmal die alten Wege gehen, im Hafen von Forio einen Aperol Sour trinken, von Ischia Porto über die prachtvolle Via Roma nach Ischia Ponte schlendern, vorbei an Eisdielen und hübschen Geschäften, bis hin zum Castello Aragonese, das man über eine schmale steinerne Brücke erreichte, und dort auf einer der Terrassen im Schatten der Olivenbäume einen Cappuccino trinken und die atemberaubende Aussicht über das Meer genießen, das sich bis zum Vesuv erstreckte ...

Zum dritten Mal an diesem Tag gab Susann einen tiefen Seufzer von sich, diesmal jedoch war er der schönen Erinnerung geschuldet, in die sich ein Hauch von Melancholie und eine übergroße Sehnsucht mischten. Und je mehr sie sich in den Erinnerungen verlor, desto besser gefiel ihr die Idee, ihren heiligen Schwur von damals zu brechen und noch einmal, ein letztes Mal, nach Ischia zu reisen. Auf ihre Lieblingsinsel. Wo die Sonne im Frühling angenehm warm und das Klima mild und trocken war.

»Vielleicht ist es das letzte Mal, dass ich überhaupt irgendwo hinfahren kann«, murmelte sie. »*Carpe diem*, Susann. Solange es noch möglich ist.«

Sie schaute neben sich, wo ihre Katze sich zufrieden eingegrullt hatte.

Doch wohin mit Mimi?

Nachdenklich schob sich Susann Siebenschön die letzte Gabel Butterkuchen in den Mund. Eine Katze unterzubringen war natürlich nicht so einfach. Hunde konnte man in Hundepensionen bringen oder einfach mitnehmen. Katzenpen-

sionen gab es ihres Wissens nicht, und Mimi irgendeinem Catsitter-Dienst anzuvertrauen, den man sich im Internet herausuchte, kam für sie nicht infrage. Es musste schon eine Person ihres Vertrauens sein, jemand, den sie persönlich kannte. Im Geiste ging sie verschiedene Möglichkeiten durch, verwarf eine nach der anderen, und dann schob sich mit einem Mal das Gesicht einer dunkelhaarigen Frau mit keck aufgesetzter Baskenmütze vor ihr inneres Auge. Dass sie da nicht sofort darauf gekommen war! Leonie Beaumarchais, eine Lehrerin, die seit einiger Zeit ein paar Häuser weiter in der Ottostraße wohnte, schien ihr die ideale Kandidatin zu sein. Natürlich war sie keine wirkliche Freundin, dazu war der Altersunterschied zwischen ihnen ein bisschen zu groß, aber Leonie war ihr von Anfang an sympathisch gewesen, und es hatte doch einige Momente gegeben, wo man sich nahegekommen war und gespürt hatte, dass man ein paar Dinge miteinander teilte.

Anfangs waren sie sich ein paar Mal auf der Straße begegnet, beim Metzger in der Landmannstraße oder im Blumenladen, und Susann war die junge Frau, die stets so apart gekleidet war, sofort aufgefallen. Die neue Nachbarin hatte dieses gewisse Etwas, sie war charmant, und ihr Lächeln war ein wenig feiner als das der meisten Leute hier. Man grüßte sich freundlich, wenn man sich traf, tauschte Belanglosigkeiten aus, wie man das unter Nachbarn so macht, und irgendwann waren die beiden Frauen in dem kleinen Käse- und Weinladen am Ende der Eichendorffstraße, wo sie beide gern einkauften, weil sie guten Käse und einen schönen Rotwein zu schätzen wussten, über der Frage, ob

nun der 24 Monate gereifte Comté besser zu dem hausgemachten Bärlauchbrot passte oder doch ein Brie de Meaux, ins Plaudern geraten.

»Beaumarchais? Ist das ein französischer Name?«, hatte Susann interessiert gefragt, als Leonie sich draußen vorstellte und sie noch ein bisschen vor dem Laden stehen geblieben waren.

Und dabei hatte sich herausgestellt, dass die junge Frau mit der Baskenmütze tatsächlich Halbfranzösin war und ihre Kindheit in Paris verbracht hatte. Ihr Vater, ein Franzose, der aus Lyon stammte, arbeitete im Außenministerium. Doch dank einer deutschen Mutter fühlte Leonie sich in beiden Sprachen zu Hause. Tatsächlich sprach sie völlig akzentfrei und unterrichtete seit fast zwei Jahren an einer Schule in Neuhrenfeld Deutsch und Französisch. Als Achtzehnjährige war Leonie mit ihrer Mutter wieder zurück nach Düsseldorf gezogen, wo sie ihr Abitur gemacht und später ihr Studium absolviert hatte. Was aus dem Vater geworden war, erwähnte sie an diesem sonnigen Samstagvormittag mit keiner Silbe. Es war eine merkwürdige kleine Pause entstanden, und Susann hatte natürlich nicht nachgefragt. Schließlich war sie eine diskrete Dame.

»Na, dann noch einen schönen Tag. Hat mich sehr gefreut.«

»Mich auch.«

Sie griffen nach ihren Tüten und stellten fest, dass sie in dieselbe Richtung mussten.

»Ist es Ihnen nicht schmerzlich, von Paris nach ... Düsseldorf zu ziehen?« Ausgerechnet Düsseldorf! Wie die meis-

ten Kölner hatte Susann ein tiefsitzendes Vorurteil, was die Landeshauptstadt und ihre Bewohner anging.

Leonie Beaumarchais schüttelte den Kopf, als sie jetzt den Ehrenfeldgürtel überquerten und den ruhigeren Teil der Eichendorffstraße entlanggingen.

»Aber nein! Abgesehen von allem anderen passte das doch sehr gut.« Leonie zog die Augenbrauen hoch. »Wissen Sie, was man in Düsseldorf sagt? Düsseldorf ist Klein-Paris«, erklärte sie dann, und Susann hatte den leisen Verdacht, dass Mademoiselle Beaumarchais mit ihrer kleinen Stupsnase sich offenbar etwas darauf einbildete, aus dem »eleganten« Düsseldorf zu kommen.

»Und wissen Sie, was man in Köln sagt?«

Leonie Beaumarchais legte den Kopf zur Seite und sah sie fragend an.

»Nein? Was sagt man in Köln?«, fragte sie arglos. Offenbar wusste sie nichts über die immerwährende Rivalität zwischen den beiden Städten am Rhein.

»Köln ist ein *Gefühl*«, sagte Susann und konnte den Stolz in ihrer Stimme nicht ganz verbergen.

»Oh!« Leonie lachte ihr helles Lachen. »Ja, das habe ich auch schon bemerkt. Wissen Sie, Frau Siebenschön, in zwischen bin ich fast froh, dass ich in Köln eine Stelle bekommen habe und nicht in Düsseldorf. Aber verraten Sie das bloß nicht meiner Mutter.« Sie zwinkerte Susann verschwörerisch zu. »Köln ist so ... lebendig, und die Menschen sind aufgeschlossen und tolerant. Und es hat seine Viertel – genau wie in Paris. Manchmal erinnert mich unser Viertel ans Quartier Latin, wo ich als junges Mädchen gern her-

umgestreift bin. All die vielen kleinen Geschäfte, das bunte Treiben. Man lebt hier sehr unangestrengt. Und auch wenn es nicht überall so sauber und schön ist, hat Köln doch seinen ganz eigenen Charme.«

Susann Siebens Schön nickte begeistert. Das hörte sie natürlich gern. Mademoiselle Beaumarchais gefiel ihr immer besser, und wie sie da neben ihr her spazierte in ihrem leichten sommerlichen Kleid und den roten Spangenschuhen, kam die grazile Frau mit den dunklen Augen ihr mit einem Mal vor wie eine jüngere Version ihrer selbst. Und auch Köln und Paris verband doch letztlich viel mehr, als man zunächst dachte. Wer, wenn nicht der Kölner, beherrschte denn das viel gepriesene *Savoir-vivre*? Und was war im Ernst der Unterschied zwischen *C'est la vie* und *Et is, wie et is* oder zwischen *Chacun à son goût* und *Jede Jeck es anders*. Und dann der Kölner Dom! Der war doch mindestens so großartig wie die Kathedrale von Notre-Dame, und diese war ja nun bedauerlicherweise auch noch vor kurzem abgebrannt, aber der Dom stand unerschütterlich am Rhein und wachte über die Stadt.

Sie verlor sich für einen Moment in diesen äußerst angenehmen Gedanken, als sie Leonie Beaumarchais fragen hörte:

»Und Sie? Wohnen Sie schon lange in Köln?«

»Ich bin hier geboren«, erklärte Susann. »*Home is where my Dom is.*«

Einige Zeit später waren die beiden Frauen sich eines Abends im *Pane e Cioccolata* begegnet, einem kleinen Italiener in

der Ottostraße, wo man einfach und schmackhaft essen konnte.

»Na, das ist ja was!«, rief Susann erfreut, als sie Leonie zur Tür hereinkommen sah. »Was machen Sie denn bei meinem Lieblingsitaliener?«

»Es ist auch *mein* Lieblingsitaliener«, erklärte Leonie Beaumarchais. »Das *Pane e Cioccolata* ist sozusagen meine erweiterte Küche, ich wohne gleich gegenüber.«

Sie deutete auf einen mehrstöckigen Altbau auf der anderen Straßenseite.

Susann winkte ihre neue halbfranzösische Bekannte mit einer großzügigen Geste an ihren Tisch.

»Wollen Sie sich nicht zu mir setzen? Oder erwarten Sie noch jemanden?«

»Nein.« Leonie schüttelte den Kopf und strich sich das Haar zurück. »Ich bin ganz allein hier.« Sie nahm Platz und lächelte verlegen. »Ich koche nicht so gern, wissen Sie? Aber ich liebe gutes Essen.«

»Ich doch auch«, rief Frau Siebenschön und strahlte. »Darauf stoßen wir jetzt aber an!«

Sie winkte dem Kellner, noch ein zweites Glas an den Tisch zu bringen und Leonie einzuschenken.

»Auf gute Nachbarschaft und gutes Essen«, sagte Susann.
»*A votre santé*«, sagte Leonie.

An diesem spätsommerlichen Abend, der bis weit nach Mitternacht ging und Susann Siebenschön noch in bester Erinnerung war, hatte sie der jungen Frau erzählt, dass sie nun schon seit einigen Jahren verwitwet war, was ihre Freude am

Kochen doch ziemlich geschmälert hatte. Und die hübsche Leonie hatte ihr anvertraut, dass sie lieber Bücher las, als stundenlang am Herd zu stehen, und überdies nach ein paar unglücklichen Liebesbeziehungen die Nase voll hatte – von Männern im Allgemeinen und Franzosen im Speziellen.

»Das sind solche Lügner, einfach unfassbar! Die wickeln dich um den Finger und flüstern dir *chérie* ins Ohr, während ihnen die nächste Frau schon das Bett warmhält«, hatte sie voller Empörung gesagt, als die beiden zum Nachttisch ihr Tiramisu löffelten. »Da bleibe ich doch lieber allein.« Sie kratzte energisch den letzten Rest der Mascarpone von ihrem Teller. »Bei mir kommt jedenfalls kein Mann mehr über die Türschwelle.«

Da hatte Susann spontan nach Leonies Hand gegriffen.

»Unsinn, meine Liebe, wie können Sie so etwas nur sagen? *Natürlich* werden Sie wieder einen Mann über Ihre Türschwelle lassen. Sie sind doch noch so jung, und nicht alle Männer sind so verlogen, es gibt auch ein paar nette Exemplare, glauben Sie mir.« Sie musste an Bertold denken und seufzte wehmütig.

»Aber offenbar nicht für mich«, sagte Leonie und seufzte auch.

Eine Weile hatten sie geschwiegen, und jede hatte ihren ganz eigenen Gedanken nachgehungen.

»Immerhin habe ich eine kleine Katze ... Mimi ... da bin ich nicht so allein in der Wohnung«, hatte Susann schließlich gesagt, und Leonie hatte verständnisvoll genickt.

»Das ist doch wunderbar, kleine Katzen sind einfach zu niedlich!«

»Vielleicht sollten Sie sich auch ein Tierchen zulegen.«

»Ja ... vielleicht.«

»Aber keinen Hund, der macht zu viel Arbeit.«

»Um Himmels willen, nein!« Leonie musste lachen. »Bloß keinen Hund. Sehe ich so aus, als ob ich drei Mal am Tag mit einem Hund Gassi gehen würde? Ich bin froh, wenn ich am Wochenende mal ausschlafen kann.«

An all das musste Susann denken, als sie jetzt auf ihrem geblühten Sofa saß und Mimi leise neben ihr schnurrte. Der Regen hatte aufgehört, und ihr Herz begann in Vorfreude schneller zu schlagen, denn mit einem Mal erschien alles sonnenklar. Sie würde die Lehrerin ins *Pane e Cioccolata* einladen und sie bitten, Mimi zwei ... nein, besser drei Wochen zu hüten. Für ihren letzten Urlaub auf Ischia. Für den vielleicht letzten Urlaub ihres Lebens überhaupt. Notfalls würde sie ein bisschen jammern und ihren »seelenvollen Blick« aufsetzen – diesen Blick, von dem Bertold immer gesagt hatte, wenn sie einen so anschau, könne man einfach nicht nein sagen.

Leonie Beaumarchais würde ihr diesen Wunsch sicher nicht abschlagen. Die junge Frau war die ideale Besetzung. Sie wohnte nicht weit, sie lebte allein, und sie mochte Katzen.

Und außerdem war sie eine überaus reizende Person. Mimi würde sie mögen.

Die überaus reizende Person schob gerade ihr Fahrrad durch die Subbelrather Straße und kannte sich nicht mehr vor Wut.

»Ich glaube es nicht!«, schrie sie erbot in ihr Mobiltelefon, während sie sich das Gerät ans Ohr klemmte und die Schultasche festhielt, die ihr von der Schulter zu rutschen drohte. Mit der anderen Hand balancierte sie ihr Rad in gefährlichen Schlangenlinien über den Bürgersteig. »Du wagst es, bei mir anzurufen und mich so etwas zu fragen? Nach allem, was gewesen ist? Wie unverschämt kann man eigentlich sein? Mach endlich, dass du aus meinem Leben verschwindest, du ... du ...« Es hagelte ein paar sehr unschöne Bezeichnungen, die man für einen Mann verwenden konnte, *conard* und *salaud* waren noch die harmlosesten, und dass Leonie Beaumarchais ihrem Zorn auf Französisch Ausdruck verlieh, machte die Sache nicht besser.

Ein junger Mann mit unschuldigen braunen Augen und Jogginghose trat aus einem Döner-Laden, verschränkte die Arme und musterte die junge Frau mit der blauen Baskenmütze neugierig.

»Wallah, du bist aber sauer, *habibi*«, meinte er. »Immer auf die Fresse, was? Wenn du mit ihm fertig bist, frag mich mal.« Er grinste, und Leonie warf ihm einen vernichtenden Blick

zu. Männer waren manchmal ... einfach nur furchtbar in ihrer Selbstgefälligkeit.

»*Chérie?* Bist du noch dran?«, quäkte es aus dem Hörer.

»Ja, ich bin noch dran, aber ich lege jetzt auf. Es reicht.«

»Wenn du auflegst, nehme ich den nächsten Zug nach Köln.«

Leonie atmete tief durch, bevor sie antwortete. Dieser Idiot wäre wirklich in der Lage, bei ihr zu Hause aufzukreuzen.

»Untersteh dich!« Sie versuchte ruhig zu bleiben.

»Leonie«, schmeichelte er. »Sei doch nicht so hart. Ich weiß, ich habe damals Mist gebaut, aber du warst so weit weg, und Élodie war, na ja, sie war in Paris, und ich war einfach nur ein einsamer Mann.« Er glaubte den Unsinn, den er da von sich gab, offenbar selbst.

»Jean-Philippe, du hast mich über ein Jahr mit dieser Frau betrogen, und wenn ich es nicht zufällig herausgefunden hätte, hättest du mir nie etwas gesagt. Ich war auch einsam. Ich saß in meinem Zimmerchen in Düsseldorf. Aber im Gegensatz zu dir habe ich Tag und Nacht gelernt. Ich hatte meine Lehrproben und habe Schülern französische Grammatik beigebracht.«

Leonie erinnerte sich noch mit brennenden Wangen an den peinlichsten Moment ihres Lebens. Wie sie einen Tag früher als angekündigt nach Paris zurückgefahren war, voller Vorfreude auf ein langes Wochenende mit Jean-Philippe. Es sollte eine Überraschung sein. Ihr Freund war damals als freier Journalist bei einem Wochenmagazin tätig, mit sehr überschaubaren Arbeitszeiten, die sich aber meist bis spät in

den Abend zogen. Da hätte sie schon misstrauisch werden sollen. Und dann lag doch tatsächlich diese Blondine in seinem Bett, Élodie – was war das überhaupt für ein Name! –, und schaute sie mit großen Augen verwundert an.

»Was machen Sie im Bett meines Freundes?«, fragte Leonie scharf.

»Was machen Sie in der Wohnung meines Freundes?«, entgegnete Élodie.

Und als just in diesem Augenblick der Schlüssel im Schloss umgedreht wurde und Jean-Philippe mit einer Flasche Rotwein zur Tür hereinkam und launig »*Chérie*, ich komme, mach dich bereit für den Herrn der Herrlichkeit!« durch die Wohnung rief, war die Katastrophe perfekt und die Beziehung zwischen Leonie und Jean-Philippe sehr schnell Geschichte.

Élodie hingegen war geblieben, eine Weile zumindest, was Leonie besonders geärgert hatte.

»Aber *chérie*! Du kannst mir doch nicht im Ernst noch böse sein. Das ist doch alles schon so lange her«, säuselte Jean-Philippe in ihr Ohr.

»Ja, 824 Tage, um genau zu sein.«

»Sag ich doch.«

»Und nenn mich nicht *cherie*!«

»Alles, was du willst, *ma princesse*. Aber könnte ich nicht doch diese drei Tage bei dir wohnen? Man bekommt in Köln kein einziges Zimmer mehr wegen dieser blöden Messe. Echt nicht. Und du bist die Einzige, die ich dort kenne, und diese Geschichte wäre wichtig für mich. Ich mache mich auch ganz klein.«

Leonie schnaufte empört, was Jean-Philippe offenbar für ein Zeichen hielt, dass er sie rumgekickt hatte.

»Woher hast du überhaupt meine neue Handynummer?«

»Die hat mir dein Vater gegeben.«

Das war mal wieder typisch für Papa.

»Allmählich wird die Sache lächerlich.«

»Wieso – wir haben uns immer gut verstanden, dein Vater und ich.«

»Warum wundert mich das jetzt nicht?«

Leonie presste die Lippen aufeinander. Auch ihr Vater war so ein gutausschender Charmeur, der seine Frau mehr als einmal betrogen hatte, weil er einem Paar schöner Augen nicht widerstehen konnte. Dass ihre Mutter ihm immer wieder verziehen hatte, konnte Leonie bis heute nicht verstehen. Selbst als er Maman dann endgültig verlassen und mit der neuen Frau eine neue Familie gegründet hatte, hatte sie noch mit ihm telefoniert – um der alten Zeiten willen.

»Es war ja nicht alles schlecht, Leonie, und dein Vater hatte trotz allem immer ein großes Herz.«

»Um der alten Zeiten willen«, setzte Jean-Philippe jetzt nach, und Leonie verspürte einen leichten Brechreiz. »Und wer weiß?«, fantasierte er weiter ins Telefon. »Vielleicht könnten wir die alten Zeiten ja auch wiederaufleben lassen. Ich denke so oft an dich, manchmal träume ich nachts von dir. Dein schöner Mund, deine seidige Haut, das vergisst man nicht so leicht.« Er seufzte, angenehm berauscht von seinen eigenen Worten. »Du hast immer noch einen Platz in meinem Herzen, *chérie*, das weißt du doch. Und natürlich auch in meinem Bett, wenn du magst.«

»In *meinem* Bett, wenn überhaupt. Aber dazu wird es nicht kommen. Der Platz in meinem Bett ist nämlich schon besetzt.«

»Ach ... ja?« Jean-Philippe wirkte verunsichert, und Leonie frohlockte. Damit hatte er wohl nicht gerechnet.

»Wer ist denn der Glückliche?«

»Ein Kölner Anwalt«, log Leonie entschlossen. »Wir werden bald heiraten.«

»Wie jetzt? Aber dein Vater sagte doch ...«

»Mein Vater hat keine Ahnung von meinem Leben«, gab Leonie zurück. Und das zumindest war nicht gelogen. »Ich fürchte, du musst dir eine andere Schlafstätte suchen, Jean-Philippe. Aber das schaffst du schon. Würdest du mir denn wohl noch einen Wunsch erfüllen?«

»Ich würde dir jeden Wunsch erfüllen, *chérie*«, sagte er hoffnungsvoll.

»Ruf mich nie wieder an.«

Sie legte auf und steckte das Telefon weg. Als sie ihr Fahrrad durch das Gittertor schob und an den Eisenzaun anketete, der den kleinen Vorgarten des Stadthauses umgab, in dem sie wohnte – zwei Zimmer, ohne Balkon, mehr konnte sie sich im Moment nicht leisten, denn wie alle Großstädte war auch Köln inzwischen sehr teuer geworden –, fragte sie sich, warum nicht wirklich ein netter Anwalt in ihrem Bett lag. Ein netter, seriöser Mann, der nicht log, sobald er den Mund aufmachte. Warum lernte sie immer nur Männer kennen, die sie früher oder später betrogen? War daran ihr Vater schuld? Eine frühkindliche Konditionierung auf nette, betrügerische Männer, ein Muster, dem sie folgte wie eine

Somnambule dem Mond? Gutausschende Süßholzraspler wie Jean-Philippe. Wie Marcel, der von seiner Ehefrau getrennt lebte und sie als junge Studentin verführte, als sie auf Drängen von Maman dann doch zum runden Geburtstag ihres Vaters gefahren war. Unnötig zu erwähnen, dass Marcel auch bei seiner Frau noch einen Stein im Brett hatte und sich einfach nicht entscheiden konnte, und als Leonie ihm dann die Pistole auf die Brust setzte, entschied er sich natürlich für seine Ex. Selbst der süße Maximilien, ihre erste große Liebe, ein Junge mit dem Gesicht eines Engels, hatte sie schmäählich verraten, und als sie ihn mit einem anderen Mädchen aus der Klasse auf einer Parkbank sah, wo er ihr in der Abenddämmerung den Rock hochschob, während er sie heftig küsste, war ihr sechzehnjähriges Herz zum ersten Mal gebrochen, und übriggeblieben war ein Haufen Schutt. Deutsche Männer waren auch nicht besser. Leonie kramte missmutig nach dem Haustürschlüssel. Vielleicht ein bisschen ungeschickter im Lügen. Leonard, einen Studenten mit blonden Locken und einem umwerfenden Lächeln, der seine Handynummer wie Konfetti verteilte, hatte sie jedenfalls ziemlich rasch durchschaut. »Ich hatte ja keine Ahnung, dass du das so eng siehst«, hatte er beim Abschied gemurmelt. »Ich dachte, wir wären mehr so physisch unterwegs.«

Leonie lächelte bitter. Offenbar war das Verlassenwerden ihr Schicksal. Eine Urerfahrung, die sie schon als kleines Mädchen gemacht hatte, als sie in einem Pariser *Mono-prix* verloren gegangen war. Eine gefühlte Ewigkeit war sie schluchzend durch die Gänge der Lebensmittelabteilung gerirt, bevor sie schließlich von einer freundlichen Kassiererin

angesprochen wurde, die ihren Vater ausrufen ließ. Diese Viertelstunde allein zwischen den riesigen Regalen des Supermarktes hatte einen traumatischen Eindruck bei Leonie hinterlassen. Vielleicht war das auch einer der Gründe, warum sie auch heute noch eine tiefe Abneigung gegen Supermärkte hegte und lieber in kleinen Geschäften einkaufte. Wenn man ihrem Vater glauben mochte, war das ihr französisches Erbe (kein Franzose kauft gern im Supermarkt ein!) – ebenso wie die Liebe zum schönen Leben und eine Passion für hübsche Schuhe. »Ich bin hingerissen – in dir steckt eben doch eine echte Französin«, sagte ihr Vater einmal, als sie ihn in Paris besuchte. Er hielt seine Tochter entzückt ein Stück von sich, um sie zu betrachten. »Du hast mehr von mir, als du glaubst.«

»Das hoffe ich nicht«, hatte Leonie spitz entgegnet, denn die Beziehung zu ihrem Vater war aus besagten Gründen ziemlich ambivalent. Doch wenn sie in den Spiegel schaute, erkannte sie seine samtigen braunen Augen und die winzigen Grübchen, die sich zeigten, wenn sie lachte.

Leonie nahm ihre Schultasche und betrat den Hausflur. Mit einem Mal spürte sie eine große Müdigkeit. Auch ohne Jean-Philippes dreistes Ansinnen war der Tag anstrengend genug gewesen. Die Kleinen aus der 5b stürzten sich auf sie, sobald sie das Klassenzimmer betrat, und wollten ihr alles Mögliche erzählen. Nach dem Wochenende war es immer besonders schlimm. Beim Ballspiel auf dem Pausenhof waren zwei Jungs mit den Köpfen gegeneinandergestoßen, eine Platzwunde, die im Ambulanzzimmer versorgt werden muss-

te, eine Gehirnerschütterung, wegen der die Eltern angerufen werden mussten. Um in der Unterstufe für Ruhe und Ordnung zu sorgen, brauchte es wirklich gute Nerven.

Als das Mobiltelefon wieder in der Tasche ihres Regenmantels vibrierte, spürte sie, wie ihr das Adrenalin erneut durch die Adern schoss. Dieser Typ war wirklich nerviger als hundert Fünftklässler zusammen.

»Meine Güte, was denn noch?«, fauchte sie. »Hatte ich nicht gesagt, ich wünsche keine Anrufe mehr?«

Ein überraschtes Schweigen erfüllte die Leitung.

»Leonie? Sind Sie das?«, fragte Susann Siebens Schön zögernd. »Störe ich gerade?«

»Ach, Sie sind's, Frau Siebens Schön! Nein, nein, überhaupt nicht.« Leonie riss sich zusammen.

»Oh, das ist gut, meine liebe, liebe Leonie, denn ich habe einen kleinen Anschlag auf Sie vor.« Frau Siebens Schön kicherte verlegen. »Hätten Sie wohl Zeit, morgen Abend mit mir ins *Pane e Cioccolata* zu gehen? Ich würde Sie gern einladen. So um halb acht?«

»Ja sicher. Warum nicht?« Leonie musste lächeln über Susann Siebens Schöns umständliche Art. Wie hätte sie auch wissen sollen, dass der »kleine Anschlag« ihrer Nachbarin nicht allein aus einer Einladung zum Essen bestand. »Was für eine nette Idee, ich komme gern«, sagte sie noch einmal und ahnte nicht, dass sie damit gerade eine ganz neue Ära in ihrem Leben eingeläutet hatte.

Mit zitternden Händen legte Susann Siebenschön den Hörer auf. Sie hatte es getan, sie hatte es *wirklich* getan. Nach dem Anruf bei Leonie Beaumarchais war sie so in Schwung geraten, dass sie ihr altes Adressbüchlein hervorgeholt und die Nummer vom *Hotel Paradiso* gewählt hatte. Zum ersten Mal seit fünf Jahren.

»*Hotel Paradiso, buon giorno*«, meldete sich eine sonore männliche Stimme, die ihr sofort ganz vertraut vorkam.

»Ja, hallo ... hier ist Susann Siebenschön. Aus Köln«, fügte sie sicherheitshalber hinzu. An der Rezeption des *Hotel Paradiso* sprach man Deutsch, was sie immer als sehr angenehm empfunden hatte. »Erinnern Sie sich noch an mich?«

Es entstand eine kleine Pause, bevor die Stimme am anderen Ende der Leitung in Ekstase geriet.

»Neiiiiin! Die Signora Siebenschön!«, rief Massimo in den Hörer. »Natürlich, natürlich erinnern wir uns an Sie. Wie geht es Ihnen, Signora? Wir haben so lange nichts gehört von Ihnen, seit damals ... Ihre arme Mann ... *mamma mia*, was für ein Unglück!« Massimo senkte einen Augenblick ehrfürchtig die Stimme. »Wie lange ist das jetzt schon her?«

»Fünf Jahre«, sagte Susann und dachte an die Weihnachtsgrüße des Hotels, die sie jedes Jahr bekommen hatte.

»Meine Güte, fünf Jahre schon! Wir haben uns immer gefragt, was Sie wohl machen und wie es Ihnen wohl geht im

kalten Deutschland – es ist die *Signora Siebenschön*«, unterbrach er sich begeistert, und im Hintergrund waren freudige Stimmen zu hören, »wie geht es Ihnen, Signora?«

Susann war ganz gerührt.

»Ach ... jetzt, wo ich mit Ihnen spreche, geht's mir schon viel besser«, erklärte sie wahrheitsgemäß. »Meine Hüfte macht mir ein bisschen zu schaffen, und ich überlege, doch mal wieder nach Ischia zu kommen, auch wenn es ohne Bertold ...«

»*Si*, der arme Bertoldo ...« Massimo seufzte anteilnehmend. »Aber kommen Sie, Signora, kommen Sie, wir würden uns so freuen! Und für die böse Hüfte machen wir eine schöne Fangokur, jeden Tag ein bisschen schwimmen in unsere Thermalbecken, abends ein Gläschen Rotwein, *tutto bene*, alles wird gut, Sie werden sehen.«

Das klang *sehr* gut, fand Susann.

»Haben Sie denn überhaupt noch ein Zimmer frei?«

»Wann möchten Sie kommen, Signora Siebenschön? Wann?«

»Ende Mai? Für ... drei Wochen?«

»*Maggio* ... Lassen Sie mich schauen, lassen Sie mich schauen ...« Massimo, der die Angewohnheit hatte, jeden Satz zu wiederholen, wenn er freudig erregt war, schwieg konzentriert, und man hörte das leise Klicken einer Computermaus.

»Hmmm ... hmmm ...«, machte er besorgt. »Ich fürchte, das sieht nicht so gut aus ...« Erneutes Schweigen. Dann: »*Ecco*, wir haben Glück, ich kann Ihnen anbieten ein Zimmer, von der dritte Mai für drei Wochen, später wird es

schwierig, dann geht es leider erst wieder in die September ... Aber wenn Sie kommen gleich Anfang Mai, haben wir noch eine Zimmer frei. Unsere letzte Doppelzimmer. Die 225 ... Es ist sogar eine besonders schöne Eckezimmer mit Meerblick im ersten Stock.«

Susann meinte sich an das Zimmer zu erinnern, von dem man nicht nur das Meer, sondern auch die schöne Poolanlage mit der Königspalme sah.

»Soll ich das für Sie reservieren, Signora? Und mich um die Flüge kümmern? Mit Transfer vom Flughafen Napoli zum Hafen, Fähre und Abholung durch unsere Fahrer in Ischia Porto, wie immer?«

Susann Siebenschön schluckte. Das war ja schon in zwei Wochen, und sie hatte Leonie noch nicht mal gefragt wegen Mimi. Aber das würde sie schließlich gleich morgen Abend tun. Im September lag sie vielleicht schon unter dem Messer. Dies war gewissermaßen ein Notfall, das würde auch Leonie verstehen. Und im Mai gab es auch keine Ferien, da musste eine Lehrerin auf jeden Fall zu Hause sein. So viel Aufwand war es doch auch nicht, zwei Mal am Tag in eine Wohnung zu kommen, eine niedliche Katze zu füttern und ein bisschen mit dieser zu spielen. Sie würde Leonie natürlich etwas dafür geben, das war ja selbstverständlich. Susann holte tief Luft und beschloss, Fakten zu schaffen. »Wenn man erst mal Fakten schafft«, hatte Bertold immer gesagt, »läuft die Sache.«

»Wie immer«, sagte sie beherzt. »Ich nehme das Zimmer.«

Den ganzen nächsten Tag war Susann Siebenschön seltsam aufgeregt. Nach dem Frühstück, das wie jeden Morgen aus

einem Rosinenweckchen mit Butter und einem Käsebrötchen bestand, hatte sie aus dem Schlafzimmerschrank ein paar leichtere Kleider hervorgeholt und alles vor dem Spiegel durchprobiert. Sie war beim Friseur gewesen, um sich den Ansatz nachfärben zu lassen. Nun fielen die dunklen Locken wieder seidig über ihre Schultern. Susann war immer stolz auf ihr dichtes Haar gewesen. Anders als viele Frauen ihres Alters hatte sie sich dagegen entschieden, die Haare in einem Rotton zu färben oder sich einen Kurzhaarschnitt zuzulegen. Dass viele ihrer Bekannten dies so praktisch und zeitsparend fanden, konnte sie nicht nachvollziehen. Als Rentnerin hatte man doch eigentlich genügend Zeit, sich um diese Dinge zu kümmern. Mehr Zeit als je zuvor. Natürlich wurde man in allem etwas langsamer, das schon. Es war erstaunlich, dass man mit dem Wenigen, was man tun musste, die Tage trotzdem irgendwie füllte. Auch Susann hatte es sich angewöhnt, nach dem Essen ein kleines Mittagsschläfchen auf dem Sofa zu machen. Sobald sie sich hinlegte, kam Mimi an und kletterte auf sie. Nachdem sie eine Weile mit den Pfoten auf ihrer Brust herumgetretelt hatte, bevorzugt in die weiche Stelle unterhalb der Rippenbögen, streckte sie sich zufrieden aus, und ihr kleiner Körper hob und senkte sich im Rhythmus von Susanns Atemzügen wie auf einem Schiff. So schiefen sie oft gemeinsam ein, und wenn Susann wach wurde, war es schon wieder Zeit für eine Tasse Kaffee, die nicht selten von einem Stück Kuchen begleitet wurde. Für Mimi gab es dann ein Leckerli. Doch an diesem Tag war Susann nicht nach Mittagsschlaf zumute.

Sie beschloss, den Nachmittag für ein paar Telefonate zu

nutzen. Mit einer Handvoll von Bekannten tauschte sie sich regelmäßig aus. Manche waren noch sehr reiselustig, die anderen jammerten lieber über das Wetter oder ihre Krankheiten. Marlene Kürten war letzte Woche vom Elektrorad gefallen und hatte sich den Arm gebrochen. Und Petras Mann war sich beim Rasenmähen über den eigenen Fuß gefahren. Du liebe Zeit! Susann war froh, dass sie weder ein Elektrorad noch einen Garten hatte. Aber es gab auch gute Nachrichten: Marianne Freimanns Tochter hatte ihr zweites Kind bekommen. Ein Mädchen, Notkaiserschnitt, aber es war alles gut gegangen, Mutter und Kind wohlauf.

Susann hörte sich alles geduldig an. Doch wenn sie ehrlich war, schlug sie nur die Zeit tot bis zum Abend. Um sechs zog sie sich um und legte Lippenstift und Rouge auf. Sie fuhr sich mit den Händen noch mal durch die Haare, richtete ihren geblühten Schal und nickte zufrieden, als sie noch einen letzten Blick in den Flurspiegel warf. Es konnte losgehen. Sie nahm den Aufzug und begegnete unten im Treppenhaus Herrn Franzen, ihrem Nachbarn, einem alleinstehenden älteren Herrn, der im Erdgeschoss wohnte und missmutig auf einen Aushang der Hausverwaltung starrte.

»Guten Abend, Herr Franzen«, sagte Susann gutgelaunt und mit lauter Stimme, denn Herr Franzen war ein wenig schwerhörig.

»Jetzt wollen die schon im Mai die Fassade und die Fenster neu machen«, knurrte er statt einer Antwort. »Ich dachte, das sollte erst im August passieren. Na, das wird ja einen schönen Dreck und Lärm geben. Ich hasse Handwerker.« Er blickte düster.

»Wie ... die Fassade?« Susann stellte sich neben ihn und las die Ankündigung der Hausverwaltung aufmerksam durch. Dabei wurde ihr ein wenig mulmig zumute. Sie erinnerte sich dunkel, dass auf der letzten Eigentümerversammlung beschlossen worden war, sich der etwas in die Jahre gekommenen Hausfassade anzunehmen. Aber warum gerade jetzt?

»Ach du meine Güte!«, sagte sie und sah den schönen Traum von Ischia zerplatzen wie eine Seifenblase.

Mimi konnte unmöglich in der Wohnung bleiben, wenn die Handwerker ein und aus gingen und vor dem Haus Gerüste hochzogen, auf denen sie von früh bis spät herumturnten, um zu klopfen, zu hämmern und zu spachteln – ganz abgesehen davon, dass die Fenster geöffnet werden mussten, wenn diese gestrichen werden sollten. Susann Siebens Schön war einer Ohnmacht nah.

»Aber ... das ist ja entsetzlich«, hauchte sie.

Und Herr Franzen, der ihre Worte erstaunlicherweise gehört zu haben schien, nickte mit einem grimmigen Lächeln ob der unerwarteten Bestätigung.

»Sag ich doch. Diese Hausverwaltung macht, was sie will.«

Wie es aussieht, werde ich ab nächster Woche eine neue Mitbewohnerin haben«, erklärte Leonie. Sie saß vornübergebeugt auf dem Bett, hatte das Handy ans Ohr geklemmt und lackierte sich gerade die Fußnägel mit ihrem Lieblingsnagellack von Chanel: *Rouge Noir, Nr. 18* – ein Klassiker und immer wieder gut.

»Ach was? Vermietest du jetzt schon Zimmer unter, um dir deine Schuhsammlung zu finanzieren?« spottete Maxie.

Leonie grinste. Maxie, oder besser gesagt *Maximiliane* Sommer, war ihre beste Freundin. Ihre bodenständige, burschikose, leicht aufbrausende Freundin, die so ganz anders war als sie selbst. Unkompliziert, sportlich, mit einem etwas zu großen Mundwerk und einem herzlichen Lachen – das Mädchen, mit dem man Pferde stehlen konnte. Maxie stammte aus Köln, aber mit ihrem hellen, fast weißblonden Haar, das sie meist zu einem nachlässigen Dutt auf dem Hinterkopf zusammenschlang, hätte sie auch ein Kind aus einem der Bullerbü-Romane von Astrid Lindgren sein können. Hätten die beiden nicht vor drei Jahren im gleichen Zug gesessen, dem Sechs-Uhr-Thalys nach Paris nämlich, hätten sich ihre Wege wohl nie gekreuzt, obwohl sie im selben Viertel wohnten. Und das wäre sehr schade gewesen. Denn trotz aller Unterschiede, die es zwischen ihnen gab, war Leonie unglaublich froh, eine Freundin wie Maxie zu haben. Ma-